

*Mörderisch  
Bergisch*

*12 Krimis*

# Impressum

© 2013 by Oliver Buslau, Werner Geismar, Daniel Juhr, Felix Lothar,  
Martina Kempff, Harry Luck, Henrike Madest, Stefan Melneczuk,  
Moritz Platzer, Michael Schreckenber, Hagen Thiele und Monika Wilhelmi

## **Alle Nutzungsrechte dieser Ausgabe bei**

Gardez! Verlag  
Michael Itschert  
Richthofenstraße 14  
42899 Remscheid  
www.gardez.de

JUHR Verlag  
Waldweg 34a  
51688 Wipperfürth  
www.juhrverlag.de

**Lektorat:** Michael Itschert und Daniel Juhr

**Satz:** Daniel Juhr

**Titelbild und Covergestaltung:** © Oliver Haarmann 2013,  
www.oh-kommunikation.de, Fotolia-Foto © jamenperc

## **Druck:**

AALEXX Buchproduktion, Großburgwedel. Printed in Germany.

Originalausgabe, 1. Auflage 2013. Das Werk ist vollumfänglich geschützt. Jede Verwertung wie zum Beispiel die Verbreitung, der auszugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen bedarf der vorherigen Genehmigung durch die Verlage.

Alle Hauptfiguren und Handlungen sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

ISBN: 978-3-89796-247-7

# Inhalt

Oliver Buslau: Rott und die Lady in Pink Wuppertal	5
Martina Kempff: Höhere Gewalt Radevormwald	29
Werner Geismar: Auf Messers Schneide Solingen	39
Hagen Thiele: Das Haus am Ende der Edelhoffstraße Remscheid	63
Michael Schreckenberg: Puppenbrunnen Burscheid	89
Moritz Platzer: Augen Wuppertal	99
Henrike Madest: Mord on Air Solingen	109
Daniel Jühr: Der stampfende Fuß Wermelskirchen	121
Monika Wilhelmi: Sieben Tage Remscheid-Lüttringhausen	135
Stefan Melneczuk: Verboten! Wuppertal	165
Felix Lothar: Lenneper Maskerade Remscheid-Lennep	179
Harry Luck: Tod in der Bever Hückeswagen	187



*Oliver Buslau:*

## *Rott und die Lady in Pink*

„Keine Chance, Rott. Mit der Karre lass ich dich nicht vom Hof.“

Robby griff in seine dunklen Haare und kratzte sich am Kopf. Dann starrte er auf das fleckige Papier, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag. „Es ist ja nicht nur der Auspuff, weißt du ...“

Ich hatte es mit ohrenbetäubendem Geknatter gerade noch bis zu Robbys Kfz-Werkstatt in der Arrenberger Straße geschafft. Ein paar Meter weiter, und das Rohr wäre wahrscheinlich nach unten geknickt und hätte auf dem Pflaster Funken geschlagen.

Verdammter Mist. Ich brauchte das Auto. Ohne Auto kein Job.

„Mach den Auspuff“, sagte ich. „Dann kann ich wenigstens fahren. Der Rest kommt halt später. Und beeil dich. Ich muss los.“

Robby schnaufte. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass er einen Lachanfall unterdrückte. „Rest? Später?“ Er schüttelte den Kopf, pulte umständlich ein Taschentuch aus der Brusttasche seines Overalls und schnäuzte sich. „Hast du dir mal die Bremsen angesehen? Mensch, du machst mir Spaß.“

Bremsen angesehen? Ich legte keinen Wert darauf, Zeit unter meinem Wagen zu verbringen. Ich betrachtete ihn lieber von der Seite, von vorne oder von hinten. Oder – am allerliebsten – von innen.

Robby steckte das Tuch weg. „Und wann hast du eigentlich das letzte Mal den Zahnriemen gewechselt?“

Ich unterließ es, Robby darüber aufzuklären, dass ich außer so mancher Glühbirne noch nie selbst etwas an meinem Golf ausgetauscht hatte. Außerdem wusste ich gar nicht, dass er Zähne besaß. Geschweige denn einen Riemen dafür.

„Wie gesagt“, erklärte er. „Ich lass dich nicht weg. Sogar wenn der Auspuff repariert wäre ...“

Ich lenkte mich ab, indem ich mir ein lächelndes nacktes Mädchen auf einem Kalenderblatt an der Wand ansah.

„Drei- oder vierstellig?“, fragte ich schließlich.

„Was?“

„Die Kosten, Robby. Drei- oder vierstellig?“

Seinem Mund entrang sich ein klägliches Seufzen. Ich hatte verstanden und erhob mich. Draußen nickte ich noch einmal freundlich meinem Golf zu. „Machs gut, Partner“, sagte ich. „Wir sehen uns, wenn du wieder auf dem Damm bist.“

Plötzlich war mir so, als ob er mich traurig ansah. Ich wandte den Blick ab und ging nach Hause.

Aus dem Briefkasten neben dem Messingschild mit der Aufschrift „Remigius Rott – Privatermittlungen aller Art“ ragte die WZ. Ich nahm sie, ging nach oben und machte Kaffee. Dann vertiefte ich mich in die Lektüre.

Wahrscheinlich hatten sie in der Redaktion selbst die Nase voll von Finanzierungsskandalen und Pleitewellen. So beherrschte die erste Seite des Lokalteils heute mal ein Bericht über eine Beerdigung. Der Maler Thilo von der Weide war – wie es hieß – unter großer Anteilnahme auf dem Friedhof Varresbeck beige-setzt worden. Die Zeitung brachte sogar ein Foto mit Unterzeile: *Eine der Trauernden war die Lebensgefährtin des Künstlers, Viola Morsbach ...*

Ich hatte vom Tod des Malers gehört. Er war gar nicht weit von meiner Wohnung-Büro-Kombination umgekommen. In seinem Atelier im Luisenviertel. Er hatte sich erhängt. In der Blüte seiner 55 Lenze. Fünf Jahre älter als ich.

Das elektronische Dudeln des Telefons unterbrach meinen einsamen Kaffeeklatsch. Ich meldete mich, und als eine Frauenstimme einen Namen nannte, war ich der festen Überzeugung, ich hätte mich verhört.

„Viola Morsbach“, verstand ich.

Na so was, gerade habe ich über Sie was in der Zeitung gelesen, hätte ich beinahe gesagt.

„Spreche ich mit der Detektei Remigius Rott?“, fragte die Frau. Ihre Stimme wirkte sehr jung. Ich zog die WZ heran und studierte das Foto. Höchstens fünfundzwanzig. Aber allerhöchstens.

„Ganz recht“, sagte ich. „Was kann ich für Sie tun?“

Eine halbe Stunde später hatte ich das Büro notdürftig aufgeräumt und auch darauf geachtet, dass der Weg vom Flur in meine Diensträume vorzeigbar war. Einen Korb voller dreckiger Wäsche und einen halb geleerten Bierkasten hatte ich ebenso wie drei Kartons Altpapier einfach in dem Raum verstaubt, den sich meine Besucherin sicher nicht ansehen würde: in meinem Schlafzimmer.

Genau vierunddreißig Minuten, nachdem ich das Telefonat beendet hatte, klingelte es. Ich drückte den Öffner, und kurz darauf kam sie die Treppe herauf – ein wandelndes Bonbon in pink.

Hose pink, Turnschuhe pink, T-Shirt pink, Haarband in der blonden Pracht pink. Sogar die Tasche, die sie über der Schulter trug, war pink, außerdem die Hülle des Smartphones, das sie auf meinen Schreibtisch legte, bevor sie auf dem Besucherstuhl Platz nahm. Und die Geldbörse, aus der ein paar Hunderteuroscheine gerade so weit herausragten, dass ich die Zahlen erkennen konnte. Unwillkürlich musste ich an meinen Golf denken, den ich krank bei Robby zurückgelassen hatte.

„Wie Sie wahrscheinlich wissen, ist mein Lebensgefährte verstorben ...“, begann sie.

„Herr von der Weide ... ja, ich habe davon gehört.“ Die Zeitung hatte ich verschwinden lassen.

Ich überlegte, ob ich etwas Mitfühlendes zum Ausdruck bringen oder distanzierte Professionalität an den Tag legen sollte. Ich wartete erst mal ab. Viola Morsbach hatte derweil den Blick gesenkt und betrachtete nachdenklich ihr Telefon mit der rosa Hülle. Dann sah sie mich mit ihren blauen Augen an. Sie wirkte, als hätte sie sich erst in diesem Moment dazu durchgerungen, das zu Ende zu führen, weshalb sie gekommen war.

„Sie wissen auch, was geschehen ist? Der Selbstmord?“

Ich nickte. Sie nickte ebenfalls.

„Es ist so ... Ich glaube nicht, dass er sich selbst getötet hat. Und ich brauche jemanden, der die wahren Umstände herausfindet. Könnten Sie das machen?“

Jetzt war ich einen Schritt weiter. Kein Zweifel, die Professionalitätskarte war gefragt.

„Natürlich könnte ich das.“ Ich riss einen Zettel von einem Block ab und schrieb ihren Namen hin.

„Ist denn die Polizei Ihrem Verdacht nachgegangen?“, fragte ich dann.

„Selbstmord ist die offizielle Todesursache. Eine Kundin hat ihn in seinem Atelier gefunden. Sie hat sogar versucht, Thilo wiederzubeleben. Sie kannte sich wohl mit Erster Hilfe aus. Aber es war zu spät.“ Sie legte ihre Stirn in Falten und starrte wieder ihr Handy an. „Aber wissen Sie“, fuhr sie fort. „Das passt alles nicht. Thilo hatte Erfolg. Er war glücklich.“ Sie sah auf. „Er hatte mich.“

„Wie lange sind Sie ... ich meine, wie lange waren Sie zusammen?“

„Ein Jahr ... Aber ich glaube es nicht nur wegen mir.“ Sie biss sich auf die Lippe und sah kopfschüttelnd aus dem Fenster. „Für ihn fing es auch beruflich gerade an, wirklich gut zu werden.“

Mit 55?, dachte ich. Na, dann hatte ich ja noch Chancen.

„Künstler brauchen manchmal lange, um sich durchzusetzen“, sagte sie. „So war es auch bei ihm. Er hat schlimme Durststrecken durchgestanden. Vor zwei Jahren ist ein ganz berühmter Kritiker auf ihn aufmerksam geworden. Jobst Ziffus. Er ist einer der ganz großen Fachjournalisten für Malerei in Deutschland. Er hat eine Menge Artikel über Thilo geschrieben und arbeitete sogar an einem Buch über ihn. Die beiden haben sich angefreundet ... Thilo hat in den letzten Jahren mehr Bilder verkauft als in seiner gesamten Laufbahn davor.“ Sie sah mich an. „In so einer Situation bringt man sich doch nicht um ...“

„Was machen Sie eigentlich beruflich?“, fragte ich.

„Ich studiere Kunstgeschichte. Viertes Semester. Ich habe vor anderthalb Jahren ein Praktikum bei einer Ausstellung gemacht und dabei Thilo kennengelernt. Und lieben ...“

„Wissen Sie schon, worüber Sie Ihre Abschlussarbeit schrei-

ben? Heute heißt das ja Bachelor oder so. Wir hatten damals ja noch den Magister. Lassen Sie mich raten – die rosa Periode von Picasso?“

Sie sah mich erstaunt an. „Wie kommen Sie darauf? Sie haben recht!“

Ich blickte wichtig auf den Zettel. „Ach, nur so ... Ich gehe der Sache nach. Aber ich benötige noch ein paar Informationen – Ihre Adresse und die Adresse Ihres verstorbenen Freundes. Haben Sie auch Name und Anschrift der Frau, die ihn gefunden hat?“ Sie schüttelte den Kopf. „Na gut, ich werde mich mal bei der Polizei umhören.“

Sie erzählte, dass sie vor einem Monat nach Wuppertal gezogen war, um Thilo von der Weide näher zu sein. „Zusammenziehen wollten wir noch nicht direkt. Aber wir hatten es vor.“

„Ich müsste mir den Ort, an dem er umkam, ansehen“, sagte ich.

Sie öffnete ihre Tasche und legte zwei Schlüssel auf den Tisch. „Der eine ist für die Toreinfahrt, falls sie geschlossen ist. Der andere für das Atelier. Dahinter liegt auch seine Wohnung. Ich kann mich doch darauf verlassen, dass Sie nichts durcheinanderbringen?“

„Natürlich. Hat sonst noch jemand Zugang dort? Ich meine, Verwandte? Oder Erben?“

„Nein. Er hatte niemanden. Außer mir.“

Schließlich klärten wir das Finanzielle. Ich durfte ein paar der Hunderter aus ihrer Geldbörse als Vorschuss einstecken. Nicht genug für Robby, aber immerhin.

Als sie gegangen war, surfte ich ein wenig im Internet. Ich fand eine Seite über offene Galerien und Ateliers, die sich gemeinsam präsentierten und im Oktober eine Art Tag der offenen Tür veranstalteten. Thilo von der Weides Atelier war auch dabei.

Ich fand Fotos von ihm. Er war ein kantiger, grauhaariger Typ mit festem Blick gewesen. Ein Bild zeigte ihn in einem Türrahmen stehend – barfuß und nur mit einem grauen T-Shirt und einer sommerlichen Leinenhose bekleidet. Er reichte noch nicht mal bis zum oberen Drittel der Türhöhe. Er musste ziemlich klein gewesen sein.

Ich ging in die Küche, machte mir neuen Kaffee und dachte nach. Dann griff ich zum Telefon.

„Schulz“, meldete sich eine weibliche Stimme, die genervt und unsympathisch klang.

„Ist Hauptkommissar Opladen da?“, fragte ich.

„Wer sind Sie?“

Jemand der ihn sprechen will, hätte ich am liebsten gesagt.

„Ist er zu sprechen oder nicht?“

„Kommt drauf an, für wen.“ Zuerst hatte sich Frau Schulz noch so angehört, als hätte sie es eilig. Jetzt sprach sie langsamer, schien alle Zeit der Welt zu haben. „Sagen Sie mir Ihren Namen, dann sehen wir weiter.“

Zwei Sachen fielen mir gleichzeitig ein.

Die erste Sache: Es konnte sein, dass Opladen versetzt worden war. Oder gekündigt hatte. Oder sie hatten rausgekriegt, dass er ab und zu Informationen an Außenstehende wie zum Beispiel einen gewissen Detektiv herausrückte. Oder er war tot.

Die zweite Sache: Frau Schulz betrachtete jetzt sicher gerade die Telefonnummer auf dem Display ihres Apparats und war damit beschäftigt, sie bei der Rückwärtssuche auf der entsprechenden Website einzugeben. Mir war sogar so, als hörte ich das Tippen ihrer Tastatur.

„Es geht um was Privates“, sagte ich und tat so, als hätte ich die Aufforderung, meinen Namen zu nennen, einfach überhört. „Soll ich es später noch mal probieren?“

„Nicht nötig.“ Sie wirkte auf einmal richtig aufgeräumt. „Da kommt er schon.“

Dann meldete sich der Hauptkommissar.

„Rott hier“, sagte ich. „Ist es gerade ungünstig?“

„Im Dienst immer“, sagte Opladen und flüsterte etwas in den Hörer: „Das habe ich Ihnen schon tausendmal gesagt.“

Ich sah auf die Uhr. Sie zeigte zwei Minuten vor halb eins. „Haben Sie nicht bald mal Mittagspause?“, fragte ich.

„Das ist eine Idee“, erklärte Opladen etwas zusammenhanglos, aber mir war klar, dass er im Büro nicht reden konnte. „Wie gesagt, später. Ihre Handynummer habe ich, oder?“

Sicher hatte er sie. Aber ich sagte sie ihm sicherheitshalber

noch mal. Dann legte ich auf, trank ein bisschen Kaffee und beobachtete, wie die Schatten auf meiner Wand ein Stück weiterwanderten.

Um zwanzig vor eins ging das Telefon.

„Sie sollen mich doch nicht im Büro anrufen“, sagte Opladen. „Und wenn Sie es doch tun und jemand anders meldet sich, dann sagen Sie gefälligst, Sie hätten sich verwählt und legen einfach auf, klar?“

Ich ließ ihn reden. Ich hatte was gut bei ihm, seit ich ihm geholfen hatte, einen flüchtigen Bankräuber zu finden, der vorher nur wegen Opladens Blödheit hatte fliehen können.

„Thilo von der Weide“, sagte ich.

„Und?“

Ich erklärte Opladen, was ich wissen wollte.

„Lange kann ich Ihnen diese Gefallen auch nicht mehr tun“, meinte er. „Ich komme in Teufels Küche.“

„Ich verlange nichts Verbotenes, Herr Opladen. Es sind Informationen, die jeder Journalist abfragen könnte. Dinge, die im Interesse der Öffentlichkeit stehen.“

„Dann suchen Sie sich doch einen Journalisten, der Sie informiert.“

„Sie sind aber so praktisch als Quelle. Also fangen wir an. Je schneller ich den Kram habe, desto eher lasse ich Sie in Ruhe.“

Ich diktierte, und Opladen schrieb mit. So hatte ich das gerne. Dann verabschiedete ich mich, sah wieder eine Weile den Schatten beim Wandern zu, verlor nach etwa zwanzig Minuten die Geduld und schob eine Tiefkühlpizza in den Backofen. Kurz nach halb zwei hatte ich alle Informationen.

Mit den Schlüsseln, die Viola Morsbach mir gegeben hatte, machte ich mich auf den Weg zu von der Weides Atelier. Zum Glück war es nicht weit. Es lag in der Untergrünwalder Straße, also nur einen kleinen Spaziergang von meinem Bürozu Hause entfernt.

Ich rekapitulierte innerlich, was Opladen in Erfahrung gebracht hatte. Vor sechs Tagen war gegen achtzehn Uhr eine gewisse Marion Jakubowski in das Atelier gekommen und hatte

von der Weide gefunden. Nach den Angaben der Polizei hatte sie sofort gehandelt. Sie nahm den Körper des Malers herunter, legte ihn hin und versuchte sogar, den Mann wiederzubeleben. Ohne Erfolg. Dann holte sie über ihr Handy Notarzt und Polizei. Von der Weides Leiche wurde obduziert, aber das war eigentlich nur eine Routinesache. Todesursache war die Strangulation. Allerdings hatte der Maler vorher Alkohol getrunken. Er hatte 1,7 Promille im Blut. Die offizielle Vermutung war, dass er sich damit Mut machen wollte.

Mir fiel ein, dass von der Weide klein gewesen war. Eine kräftige Frau hatte ihn sicher herunterheben können. Wahrscheinlich hatte sie ja ohnehin einfach das Seil zerschnitten. Wenn er sich nicht umgebracht hatte, wie Viola Morsbach vermutete, dann stellte sich ja auch eher die Frage, wer ihn hinaufgehoben hatte. Und das konnte auch jeder getan haben, der nur ein bisschen kräftig war.

Mein Spaziergang führte mich über die Friedrich-Ebert-Straße, wo es sich am Laurentiusplatz vor dem Café Engel die Menschen in der ersten Frühlingssonne gut gehen ließen. Es hatte ja auch lange genug gedauert, bis der Winter endlich abgezogen war. Mir fiel auf, dass die Bäume links und rechts des einspurigen Sträßchens wieder ein bisschen gewachsen waren. Und dieses Gefühl verstärkte das Flair von südländischem Stadtleben, das ich jedes Mal empfand, wenn ich hier entlang ging.

Hinter den roten Markisen der Metzgerei Kaufmann bog ich rechts in die stille und noch etwas schmalere Untergrünewalder Straße ab. Links erhoben sich klassizistische Fassaden, die zeigten, dass man sich hier in der „Kleinen Altstadt“ Wuppertals befand. Die Restaurateure hatten sogar auf stilechte Straßenlaterne geachtet, die, von geschwungenen schmiedeeisernen Armen getragen, auf das Sträßchen ragten.

Das Tor stand offen. Ich ging hindurch und gelangte auf einen winzigen asphaltierten Parkplatz. Ein Hinterhaus mit grauem Putz drängte sich in einer Ecke. Neben der schmalen, blau gestrichenen Tür gab es ein mehr breites als hohes Fenster mit Metallsprossen und geriffeltem Glas. Mit gelben Buchstaben waren die Worte VON DER WEIDE auf die Tür gepinselt.

Ich schloss auf und ging hinein. Massiver Geruch nach Farbe und Verdünnung schlug mir entgegen. An den Wänden lehnten die Bilder.

Sie waren nicht besonders abstrakt. Ich erkannte Figuren und Gegenstände mit dicken Konturen, sehr bunt, regelrecht knallig. Hinter einigen Staffeleien, auf denen auch noch ein unvollendetes Bild stand, gab es eine weitere Tür, die nicht verschlossen war. Ich gelangte auf einen schmalen Flur, kam an einer offenstehenden Küchentür vorbei und stieß auf eine Treppe. Sie führte in die Wohnräume im ersten Stock. Ein Bad, ein Schlafzimmer, ein Raum mit einem kleinen Fernseher, schier unter ihrer Last von Büchern zusammenbrechende Regale. Der Farbgeruch war auch hier oben noch sehr stark. Ich fragte mich, wie man in solchen Dünsten wohnen konnte, aber Maler waren an so was wahrscheinlich gewöhnt. Vielleicht war es sogar die Droge, die sie brauchten.

Ich ging wieder hinunter. Der Raum war hoch. Die Wände waren weiß gestrichen. Ganz oben lief eine Stahlstange vorbei. Sicher war das ein Relikt aus einer Zeit, als sich hier noch eine Werkstatt oder ein Laden befunden hatte.

Ich brauchte nicht lange zu rekonstruieren. Der obere Teil des Stricks war noch um den Stahlträger geschlungen. In der Ecke stand ein mit Farbklecksern übersäter Tisch. Ich rücke ihn heran, um mir ein besseres Bild zu machen. Keine Frage: Den hatte von der Weide verwenden können.

Auf der anderen Seite des Raumes, gleich neben der Tür zu den Wohnräumen, hatte sich der Maler einen kleinen Büroplatz eingerichtet. Da stand ein zugeklappter Laptop, der auch ein paar Farbspritzer abgekriegt hatte. Daneben ein ebenfalls unfreiwillig gesprenkeltes schnurloses Telefon in einer Ladeschale. Ein Lämpchen blinkte. Das Display zeigte, dass Anrufe eingegangen waren. Während ich den Computer hochfahren ließ, tippte ich auf dem Telefon herum. Der interne Anrufbeantworter war deaktiviert. Was aber die Leute nicht daran hinderte, anzurufen. Ich sah auf der Liste Telefonnummern aus Wuppertal, Düsseldorf, Köln und Berlin.

In einem elektronischen Adressbuch im Laptop fand ich den

Namen Marion Jakubowski. Sie wohnte in Barmen. Ich nahm von der Weides Telefon und wählte die Nummer, die neben der Adresse stand. Es klingelte lange. Während ich wartete, drehte ich den Bürostuhl nach vorne und betrachtete ein gut anderthalb Meter hohes Bild auf einer Staffelei. Es zeigte eine nackte Frau. Die Haut war gelblich, die Haare feuerrot. Die Farben blendeten richtig. Die Frau hielt die Hände auf der Brust und sah dem Betrachter entgegen. Die Frau war so dick, dass ihre Figur einer Kugel glich. Ich kniff die Augen zusammen. Jetzt sah das Bild wie eine Portion Pudding mit roter Soße aus. Von der Weide war wirklich ein Künstler gewesen.

„Ja!“, plärrte mir jemand schrill ins Ohr. Die Stimme klang weiblich.

„Äh – ist da Jakubowski?“

„Ja!“

„Marion Jakubowski?“

„Ja!“

„Entschuldigung, mein Name ist Rott. Ich würde Sie gerne sprechen. Es geht um den Tod von Herrn von der Weide. Es sind da noch ein paar Fragen offen ...“

„Muss arbeiten, woll. Geht nicht.“

„Kann ich Sie besuchen? Nur ganz kurz ...“

„Im Plus.“

„Wie bitte?“

„Im Plus. Da arbeite ich. Barmen, Berliner. Muss jetzt weg, woll. Tschö.“

Es tutete, sie hatte aufgelegt.

Von der Weides Computer war flott, und die Internetverbindung schien hier auch ziemlich gut zu sein. Ich überprüfte über Google, wo es in Barmen einen Plus gab. Und es lag tatsächlich einer in der Nähe des Berliner Platzes, keinen Kilometer von Marion Jakubowskis Adresse entfernt.

Wo ich schon mal dabei war, checkte ich auch gleich von der Weides Mails. Es ging um Termine, Verkäufe, Kontakte mit Galerien und mit diesem Fachjournalisten namens Ziffus. Die beiden waren wirklich eng befreundet, sie duzten sich. Mehrmals schien Ziffus aus dem Urlaub gemailt zu haben. Einmal war er

in Bayern. Nein, das war kein Urlaub, sondern ein Klinikaufenthalt. Ich las etwas von einer OP. Doch dann schrieb er, dass er bald wieder nach Wuppertal zurückkehren würde. Offenbar war die Krankheit ausgestanden.

Die Schwebbahn schaukelte mich in Richtung Osten. In Oberbarmen stieg ich aus und machte mich auf der Berliner Straße auf die Suche nach dem Supermarkt. Ich fand ihn gleich neben einem kleinen DVD-Verleih. Ein pickliger Junge saß an der Kasse und wartete auf Kunden. Als ich nach Marion Jakobowski fragte, deutete er nach hinten.

Was ich als erstes sah, war ihr massiver Rücken. Darüber leuchtete rotes Haar. Sie sperrte mit ihrer Figur einen Gang ab, in dem Dosensuppen angeboten wurden. Vor ihr stand ein Hubwagen mit neuer Ware, die sie gerade nachfüllte. Als ich sie ansprach und sie sich umsah, wusste ich, wen ich vor mir hatte: die dicke Frau von dem Gemälde.

„Rott“, sagte ich, „wir haben telefoniert.“

„Muss arbeiten“, antwortete sie und schob die Dosen in das Regal. Ich nahm eine: Eierravioli. Sonderangebot. 1,19 Euro die Dose. Warum nicht? Ich hatte keinen Wagen genommen, also behielt ich die Ware in der Hand. „Sie können ja weitermachen, während wir uns kurz unterhalten.“

Sie füllte in die Lücke Dosen nach. Dann bewegte sie sich langsam den Gang entlang, immer den Hubwagen hinter sich herziehend.

„Sie haben Herrn von der Weide also gefunden.“

„Jau.“

„Und Sie hatten die Nerven, ihn runterzunehmen?“

„Kenn mich mit so was aus, woll.“

„Wie kommt das? Ich meine, nicht jeder ist fit in Erster Hilfe.“

„War bei den Johannitern, woll.“

„Was?“

„Johanniter.“

Gut, wieso nicht. „Noch eine Frage: Ich hatte gedacht, Sie wären eine Kundin von Herrn von der Weide. Und sie hätten ein Bild kaufen wollen. Aber Sie waren ja sein Modell.“ ...



# Martina Kempff: Höhere Gewalt

Beim frühmorgendlichen Blick aus dem Fenster kann der Tag schon gelaufen sein. Vor allem im Bergischen Land. Weil da nachweislich ein in ganz Europa unvergleichliches Klima herrscht. „Na, was macht der Regen?“, wurde einst ein Radevormwalder Zulieferer von seinem Auftraggeber in der Wolfsburger Zentrale gefragt. Der Bergische blickte auf die vertikalen Bäche an der Fensterscheibe und seufzte: „Er läuft und läuft und läuft.“

Das machte von da an zwar einen Käfer zum Renner, nicht aber den bergischen Zulieferer. Der ging pleite. Hat sich der Radevormwalder etwa beschwert? In Wolfsburg sein Urheberrecht eingeklagt? Das Plagiat öffentlich gemacht? Nein. Er zog sich Gummistiefel an, spannte den Regenschirm auf und ging zum Arbeitsamt, wie das damals noch hieß. Die Bergischen sind eben realistisch. Mit höherer Gewalt legen sie sich gar nicht erst an. Sie nehmen es hin, wenn der Tag beim frühmorgendlichen Blick aus dem Fenster schon gelaufen ist, weil der Regen wieder mal läuft und läuft und läuft.

An einem Frühmorgen Anfang März sah auch Roswitha aus Radevormwald aus dem Fenster. Nicht eine Wolke trübte den Himmel, doch ihr Tag war bereits gelaufen. Sie wünschte sich nichts sehnlicher als einen bergischen Platzregen herbei. Um augenblicklich das hinwegzuspülen, was wenige Meter weiter am Haus gegenüber zu entstehen drohte. Etwas Furchtbares. Weit mehr als nur eine Bausünde. Eher schon so etwas wie eine Tod-sünde. Ein Frevel, dem sie auf der Stelle Einhalt gebieten musste. Bevor die fertige Scheußlichkeit für alle Welt zu sehen war. Es entfuhr ihr ein gellender Schrei. Als Rüdiger ins Zimmer stürzte, stand seine Frau wie eine Salzsäule am Fenster. Nur der Arm, an dessen Ende ein Zeigefinger anklagend zum Nachbarhaus wies, zitterte gottserbärmlich.

„Du musst was tun!“

Rüdiger näherte sich dem Fenster, schob den blauweißen Vorhang ganz zur Seite und schüttelte den Kopf.

„Wogegen?“, fragte er ratlos. „Warum hast du so geschrien? Ich hab mich zu Tode erschreckt.“

„Da ... da.“ Sie stieß den Finger gegen die Scheibe. „Was für eine bodenlose Unverschämtheit. Siehst du denn nicht, was da hinkommen soll?“

Er verstand nicht.

„Da ... das Dach!“

„Eine neue Beschichtung für die Ziegel?“

„Bist du völlig verblödet, oder tust du nur so?“

Rüdiger duckte sich, um einer möglichen Handgreiflichkeit zu entgehen. In den vielen Jahren seines Lebensbundes hatte er gelernt, diese Umgangsformen zu handhaben. „Was siehst du denn, was ich nicht sehe?“

„Na das, was da hinkommen wird, das habe ich dir doch eben schon gesagt.“

„Was?“

Sie blitzte ihn an. Erwartete er wirklich, dass sie das Wort aussprach?

„Bist du farbenblind?“

Er sah genauer hin.

„Ach so.“

„Nicht ach so, Rüdiger, mach was!“

„Was denn, Roswitha?“

„Geh zu Hermann. Er muss es Elvira verbieten. Sonst passiert was!“

Als ob nicht dauernd was passierte. Rüdiger war es so leid. Seit vier Jahren hatte es keinen Tag Ruhe gegeben. Seine Frau hatte im vormals so friedlichen Neubaugebiet am Rande Radevormwalds den Krieg ausgerufen. Und zwar an jenem Tag, an dem Roswitha in der neuen Nachbarin ihre alte Schulfieandin Elvira wiedererkannt hatte. Das Mädchen, das immer alles gehabt und gekriegt hatte, von dem Roswitha fand, dass es eigentlich ihr zustand: schönere Haare, Haut und Kleider, Zuneigung von jedermann, vor allem von den Jungs, Nachsicht seitens der Lehrer

und somit bessere Zeugnisse, aber vor allem reichere Eltern. Die waren inzwischen tot und hatten Elvira so viel Geld hinterlassen, dass sie es sich erlauben konnte, mit einem Riesenhaus Roswitha den Blick aufs liebe Wiefachtal zu verbauen.

Als Stein gewordenen Hohn betrachtete die vom Schicksal Benachteiligte jene Villa, die vor ihrer kleinen Mietswohnung am Hang in die Höhe wuchs; als eklatanten Beweis dafür, dass es im Leben nicht gerecht zugeht, dass die höhere Gewalt nie auf ihrer Seite war, auch nicht in der Stadt auf der Höhe, wie Radevormwald inzwischen offiziell bezeichnet wurde.

Und nicht einmal in der nächsten Generation. Während Roswitha und Rüdiger ihren Kindern immer noch Geld zustecken mussten, stellte Elviras Tochter der Mutter zum fünfzigsten Geburtstag ein schickes Cabrio vor die Tür. Da hatte Roswitha zum ersten Mal erfolgreich um einen total verregneten Sommer gebetet. Obendrein hatte Hermann zumindest einen Job. Rüdigers Stelle in der Autozulieferindustrie war gerade gestrichen worden. Anders als einst sein Vater hatte er dem Konzern nicht einmal einen Slogan geschenkt.

Roswitha bedauerte zutiefst, dass sie als Erwachsene ihrer Erzfeindin nicht einfach die Haare büschelweise ausreißen konnte. Als Kind hatte sie damit ihrer Wut über die ungerechte Verteilung des Lebensglücks Ausdruck verleihen können, als Frau im mittleren Alter brauchte sie einen handfesten Grund für eine Kriegserklärung sowie eine ordentliche Waffe.

Beides lieferte ihr dann ausgerechnet Rüdiger, der Mann, der eigentlich nur seine Ruhe wollte.

Um diese zu finden, verbrachte er seine Abende immer häufiger in einem der vielen Lokale der Rader Innenstadt, allerdings natürlich nie dort, wo Sport übertragen wurde. Rüdiger hasste Fußball. Wie schicksalhaft ihn das mit Elviras Mann Hermann verbinden sollte, stellte sich allerdings erst viel später heraus. Nach jenem unvergesslichen 26. September 2009, dem siebten Spieltag der Bundesliga.

An diesem Abend sah Rüdiger auf dem Weg zum „Matt“ seine ganz in schwarz-gelb gewandete Nachbarin plötzlich aufgelöst aus dem „Löwen“ stolpern, einer der Kneipen, die er mied.

Denn dort sammelten sich Verrückte, um Fußballer auf den im Raum verteilten Bildschirmen anzufeuern. Der Lärm drang aus dem Keller bis auf die Straße. Und auf der spielte sich dann jene Szene ab, von der er Roswitha berichtete, und die ihr endlich die Waffe gegen die Erzfeindin in die Hand gab.

„Die Frau Nachbarin ist völlig ausgerastet“, sagte er zu Roswitha. „Nur weil ihr so ein Typ was völlig Harmloses gesagt hat.“ Roswitha hakte begierig nach.

„Irgendwas über den viel zu großen Parkplatz vor Lüdenscheid Nord“, entsann sich Rüdiger. „Ist das etwa ein Grund, auf jemanden einzuschlagen? Stell dir das mal vor, unsere elegante Nachbarin hat sich geprügelt!“

Hätte Rüdiger gewusst, was seine Bemerkung auslösen sollte, hätte er geschwiegen. So aber ahnte Roswitha, wie sie aus ihrem einseitigen kalten Krieg eine heiße Schlacht machen, wie sie Elvira doch noch die teuer gepflegten Haare ausraufen könnte.

Sie googelte erst großer Parkplatz vor Lüdenscheid Nord und danach Mitglied werden bei Schalke 04. Eine Nacht lang las sie sich durch die Geschichte zweier Fußballclubs. Müde, aber besser Dinge fiel sie im Morgengrauen ins Bett. Ja, endlich würde sie es Elvira zeigen können; endlich wurde ihr einmal die Chance geboten, auf der Siegerseite des Lebens zu stehen. Denn der Dortmunder BVB, abfällig Lüdenscheid Nord genannt, klopfte damals auf dem 15. Platz an die Tür des Tabellenkellers. Schalke 04 hingegen schnupperte auf Platz vier schon Meisterschaftsluft.

Roswitha wurde glühender Schalke-Fan. Vorbei die Zeit, da sie bei Gelsenkirchen an Barock dachte; vorbei die tristen Wochenenden, die sich nur so dahingeschleppt hatten, seitdem die Kinder aus dem Haus waren; vorbei das schlechte Gewissen, sich nicht genug zu bewegen: Sie hüpfte sich bei jedem Heimspiel in der Nordkurve fit. Und hüpfte nach allen Dortmunder Niederlagen zu Hause weiter.

Rüdiger war nicht glücklich über das neue Hobby seiner Frau. Würde die Fußball-WM im Wiebachtal ausgetragen, würde ich die Vorhänge zuziehen, hatte er immer gesagt. Inzwischen waren es blauweiße Vorhänge, überhaupt war fast alles in der Wohnung königsblau geworden. Sogar das neue Auto, das über und über

mit dem Schalke-Emblem beklebt war. Und im Fernseher rollte nur noch der Ball.

„Genau wie bei uns“, seufzte Hermann, als ihm Rüdiger auf den Tag genau fünf Monate nach Roswithas Schalke-Beitritt beim Griechen sein Leid klagte. „Nur prangt bei uns überall das BVB-Logo.“ Es stand wieder ein Lokalderby an, und beiden Männern graute vor dem Heimkommen. Verdrossen kippten sie einen Ouzo nach dem anderen und trauerten den Zeiten nach, in denen Ehemänner ihren Frauen noch etwas verbieten durften.

„Ich kann mich nicht mal gegen ihre BVB-Bettwäsche auflehnen“, fuhr Hermann fort. „Dann würde sie mich glatt rauschmeißen.“

„Warum gehst du nicht einfach?“

„Dann könnte ich mir das Segelfliegen nicht mehr leisten. Sie hat das Geld.“

„Höhere Gewalt“, murmelte Rüdiger nickend. „Wie bei mir. Ich kann nicht gehen, weil wir beide kein Geld haben. Vom Segelfliegen kann ich nicht mal träumen!“

„Ich nehme dich mal mit“, bot Hermann an.

Rüdiger nickte begeistert und flüsterte: „Gegen Schalke-Bettwäsche habe ich mich aber immer gewehrt. Roswitha schläft jetzt allein.“

„Elvira doch auch.“

„Irgendwann wird Roswitha Elvira umbringen.“

„Oder Elvira Roswitha. Meine Frau macht nur auf fein; die kann ordentlich hinlangen.“

Rüdiger nickte. Das hatte er schon gesehen.

Versonnen blickte Hermann in sein leeres Ouzoglas.

„Stell dir mal vor, Rüdiger, nie wieder Fußball im Fernsehen!“

„Kein Königsblau mehr in der Wohnung!“

„Als Erstes geht die schwarzgelbe Küche!“

„Das S04 auf der Mülltonne wird sofort überklebt!“

„Das BVB-Logo auch.“

„Und du nimmst mich zum Segelfliegen mit!“

Auf dem Heimweg gingen die Männer weiteren Träumen eines fußballfreien Lebens nach. Dass dieses dann zwangsläufig auch Roswitha- und Elvira-frei sein müsste, sprachen sie nicht

aus. Aber sie dachten an nichts anderes mehr.

„Könnte man die Eskalation nicht auf eine höhere Ebene heben?“, fragte Rüdiger plötzlich.

„Gut möglich“, murmelte Hermann. „Mir wird da schon was einfallen. Versprochen!“

Auf dem Heimweg hörten sie schon von weitem die Tröte, mit der Roswitha das Nachbarhaus beschallte. Sie versuchte die Klänge der dort bei offenen Fenstern voll aufgedrehten BVB-Hymne zu übertönen. Auf der Panoramascheibe hatte sie neben dem Schalke-Emblem ein riesiges illuminiertes 2:1 angebracht.

Roswitha war beseligt. Endlich stand sie auf der Sonnenseite des Lebens. Aber nicht sehr lange.

Ihr schlechtes Karma riss auch Schalke in den Abgrund; dagegen konnten sämtliche Trainer- und Spielerwechsel nichts ausrichten. Der Gelsenkirchener Verein rutschte immer weiter ab. Es war wieder so wie immer: Elvira hatte das Glück gepachtet. Und deshalb verloren die Königsblauen entgegen jeglicher Statistik in den darauffolgenden beiden Jahren alle, wirklich alle, Bundesligaspiele gegen die Dortmunder.

Für Roswitha war es schon schmerzhaft genug, nunmehr zwei Jahre lang an der Hauswand gegenüber auf die Nachbildung der für Schalke immer unerreichbarer werdenden Meisterschale zu starren. Oder auf das überlebensgroße Konterfei von Manuel Neuer, dem abtrünnig gewordenen Schalker Torwart. Darunter stand: „Die erste Ratte hat das sinkende Schiff schon verlassen.“

Aber all das war nicht halb so schlimm wie das, was jetzt kommen sollte, was Elvira, von einem Gurt gesichert, in Eigenarbeit auf die Ziegel ihres steilen Dachs pinselte. Der riesige obere gelbe Halbkreis war schon fertiggestellt; die Rundung des ersten schwarzen Bs bereits erkennbar.

Roswitha stampfte mit dem Fuß auf.

„Tu endlich was!“, fauchte sie ihren Mann an. „Was stehst du da mit offenem Mund rum!“

Rüdiger klappte den Mund wieder zu. Ihm war soeben etwas gedämmert. Hermann hatte sein Versprechen eingelöst, die Eskalation auf eine höhere Ebene zu heben. Viel höher ging nicht.

Jetzt war er, Rüdiger, am Zug. Mit einem stillen Gebet, dass Roswitha nur dieses eine einzige Mal auf ihn hören möge, bestätigte er rasch: „Ja, sieht wirklich schrecklich aus. Steig ihr einfach aufs Dach und tu's weg!“

„Ich mach mir doch nicht die Finger schmutzig!“, brüllte Roswitha und griff zum Telefon.

Wozu gibt es schließlich Behörden? Jeder Radevormwalder weiß, wie streng das Bauamt über die Einhaltung sämtlicher Auflagen wacht. Es würde gewiss augenblicklich einschreiten. So wie es bislang allen Beschwerden Roswithas über das Nachbarhaus nachgegangen war.

Die Dame vom Bauamt atmete tief durch und mied die Antwort auf die Frage, ob sie es denn nicht auch für eine Zumutung halte, jeden Morgen von dieser schwarzgelben Hässlichkeit begrüßt zu werden. „Ich bin mir nicht sicher, ob wir dagegen wirklich etwas unternehmen können ...“

Roswitha unterbrach sie. Das Bauamt habe einen Ruf zu verlieren. Es werde doch sonst immer sofort aktiv. Warum nicht jetzt, wo es um den Akt einer nicht hinnehmbaren Verschandlung am Bau gehe?

„Im Innenstadtbereich könnten wir alles verbieten, was die Gestaltung unserer Stadt stört“, wick die Dame vom Bauamt aus. „Am Stadtrand haben wir da weniger Handhabe, noch dazu im sogenannten neuen Experimentiergebiet, wo Sie wohnen.“

„Unlautere Werbung“, platzte Roswitha heraus. „Und dazu noch eine ganz besonders perfide.“

Die Dame vom Bauamt räusperte sich, was Roswitha als Zustimmung wertete.

„Werbung kann tatsächlich nur an der Stätte genehmigt werden, wo die Leistung erhältlich ist“, sagte die Dame vom Bauamt vorsichtig.

Roswitha atmete erleichtert aus.

„Na also“, seufzte sie. „Im Wiebachtal spielt Lüdenscheid Nord nicht. Weg mit dem Geschmire!“

„Aber“, sagte die Dame vom Bauamt, „ich zweifele, ob ein Fußball-Logo wirklich unter den Begriff Werbung fällt.“

Sie versprach, der Sache weiter nachzugehen ...



# Michael Schreckenberg:

## Puppenbrunnen

„Everything you can think of is true“ (Tom Waits)

An den Finder dieses Briefes,

es ist wichtig, dass Sie die folgenden Zeilen genau verstehen. Es ist wichtig, dass Sie alles, was ich schreibe, sehr ernst nehmen. Ich vermute, nach dem, was geschehen ist, nach meiner Tat, habe ich Ihre volle Aufmerksamkeit. Für mich liegt meine Tat in der Zukunft. Für Sie liegt sie in der Vergangenheit. Bitte glauben Sie mir, dass ich all das, was geschehen muss, all das, was für Sie geschehen ist, ebenso grauenvoll finde wie Sie. Aber Sie müssen jetzt versuchen, mir zu folgen und genau zu verstehen, was ich Ihnen sagen will. Sie müssen versuchen, mich nicht als das Monster zu sehen, zu dem ich werden muss. Sie müssen mich verstehen. Sonst werden all diese Menschen, all die Kinder umsonst gestorben sein. Das wollen Sie doch nicht. Ich will es ganz bestimmt nicht. Ich will nicht sinnlos töten. Ich will nicht sinnlos sterben.

Ich nehme an, Sie sind Polizist. Oder Polizistin. Bitte fühlen Sie sich nicht beleidigt, wenn ich Sie nicht korrekt anspreche. Ich halte es für möglich, dass Sie direkt von der Montanusschule hierher gekommen sind, dass Sie all diese Bilder im Kopf haben, es tut mir sehr leid. Vielleicht haben Sie auch selbst Kinder. Ich glaube nicht, dass es Ihre Kinder getroffen hat, dann hätte man sie bestimmt nicht dorthin geschickt. Aber was Sie gesehen haben müssen – Sie haben mein ganzes Mitgefühl. Bestimmt haben Sie oder ein tüchtiger Kollege meinen Ausweis gefunden. Ich werde ihn nicht zufällig dort verloren haben. Ich will, dass Sie schnell

hierher kommen und diesen Brief finden. Das ist wichtig!

Ich werde Ihnen alles von Anfang an erzählen. Ich weiß nicht, ob Sie mir danach glauben können. Wahrscheinlich nicht – Sie werden mich für einen Irren halten, einen von denen, die Stimmen hören und mit Dingen sprechen. Egal. Wichtig ist nur, und das müssen Sie mir versprechen, dass Sie mich ernst nehmen, und sei es nur für einen Moment. Fahren Sie zu dem Brunnen. Berühren Sie die Puppen. Und dann vernichten Sie sie! Für all die armen Kinder. Für all die zerstörten Familien. Für alle Menschen, dass es nie wieder geschehen muss. Und für mich. Versprechen Sie mir das! Habe ich Ihr Wort? Danke!

Vor zehn Jahren hat es begonnen. Sie haben den Brunnen wieder aufgestellt. Sie haben ihn neben die Sparkasse gestellt und das wird Sie überraschen: Ich weiß bis heute nicht genau, warum sie das getan haben. War es Naivität? Wusste dieser Obst- und Gartenbauverein nicht, was er tat, als er die Puppen wieder an einen Ort brachte, an dem sie Menschen anlocken und Macht gewinnen können? Oder arbeiten unter diesem harmlosen Deckmantel etwa noch immer Menschen daran, das Werk des verfluchten Wallace zu beenden, Verräter an ihrer eigenen Spezies, Verräter an der ganzen Schöpfung. Zu welchem Zweck? Welches sollte ihr Lohn sein, für diese niedrigste aller Taten? Ja, es mag sein, dass sie wirklich arglos und naiv waren. Aber kann ich das wirklich glauben? Ich fürchte, ich kann es nicht. Ich bin mit meinen Nachforschungen noch nicht weit genug gediehen, meine Zeit war zu kurz. Werden Sie mir glauben, mein Leser, mein letzter Verbündeter? Werden Sie die letzten Puzzleteile zu dem großen Bild finden? Vor zehn Jahren also stellten sie den Brunnen in die Mitte dieses kleinen grünen Fleckens neben der Sparkasse. Hat sich damals niemand gefragt – warum? Warum man gerade in eine Stadt wie Burscheid, eine Stadt der grünen Hügel und weiten Landschaft, eine solch traurige Entschuldigung für einen Park setzt? Nein, niemand hat gefragt. Vieh waren sie, Vieh sind sie alle, und ich bewahre sie vor der Schlachtbank. Ich werde mir meine Menschlichkeit entreißen um ihre zu bewahren.

Ich war damals zwölf Jahre alt. Eigentlich schon zu alt für

die vierte Klasse, aber ich war viel krank, zwei Jahre musste ich wiederholen, das erste und das dritte Schuljahr. Nach diesem Tag sollte ich nie wieder krank sein. Das muss Ihnen doch auch seltsam vorkommen. Wenn das kein Beweis ist! Aber es ist nicht der einzige.

Ich war also zwölf und wir haben einen Klassenausflug zu dem Brunnen gemacht, kurz nachdem sie ihn wieder aufgestellt hatten. Ich war auch auf der Montanuschule, ist das nicht bitter? Ich werde heute Menschen töten, die ich als Kind verehrt, fast geliebt habe. Glauben Sie nicht, das fiel mir leicht. Oh nein.

Den Ausflug machten wir gegen Ende des Schuljahres, zwei oder drei Wochen vor den Ferien. Danach ging es in die Lindenpassage, auf ein Eis. Sagen wir es, wie es ist – unsere Lehrerin wollte sich einen kurzen Tag gönnen. Oder war es ihre Absicht, uns zu den Puppen zu bringen? Ich glaube es nicht, obwohl es ins Bild passen würde. Aber ich kannte diese Frau. Kann ich mich so sehr irren?

Bevor wir unser Eis bekamen, mussten wir uns rund um den Brunnen aufstellen. Unter den Baum? War der Baum damals schon da? Ich bin nicht sicher. Eine Kaukasische Flügelnuss, ich habe nachgesehen, *Pterocarya Fraxinifolia*. Es bedeutet nichts. Die Zeichen sind überall, aber der Baum hat nichts damit zu tun. Sie müssen sich um den Baum nicht kümmern.

Da standen wir also, 21 kleine Viertklässler und ich, und sie erzählte uns von dem Brunnen. Und von dem Verein und dem Unfall und von Paris und von Wallace, dem Erzverräter, tausendmal verflucht, und von jenem mit dem Doppelnamen, seinem Jünger und Nachfolger im Verrat. Natürlich erzählte sie uns nicht die Wahrheit, die nur ich kenne. Sie erzählte die Geschichte, die alle kennen: Dass Wallace nach dem Deutsch-Französischen Krieg von Mitleid getrieben (MITLEID!!! Verflucht sei er, verflucht seine Heuchelei, verflucht sein Verrat, der mich zum Mörder macht. Keine Hölle brennt heiß genug für Dich, Wallace!!!!!!!), den Brunnen habe aufstellen lassen für die arme Bevölkerung von Paris, dass Jener mit dem Doppelnamen mehr als dreißig Jahre später dann den einzigen Wallace-Brunnen in Deutschland gestiftet habe, just hier in Burscheid. Hat eigentlich nie jemand

gemerkt, wie blödsinnig diese Geschichte ist? Das ergibt doch gar keinen Sinn. Burscheid! Warum Burscheid?

Ehrlich gesagt habe ich das selbst auch nicht herausfinden können, ein weiteres ungelöstes Rätsel. Wahrscheinlich musste es nicht unbedingt Burscheid sein, nur irgendein Flecken mit genug einfachem Volk, das nicht allzu viele Fragen stellt.

Auch ich bemerkte nicht, wie albern die Geschichte war, wie offenkundig widersinnig. Ich war ja noch ein Kind. Ich hörte gar nicht richtig zu, ich wollte mein Eis und überlegte schon, welche Sorten ich nehmen würde. Als der Unterricht aber dann zu Ende war und wir endlich abdackeln durften, da streifte ich im Gedränge mit der Hand den Puppenbrunnen, streichelte eines der Basreliefs, einen dieser Fischdrachen an der Basis des Brunnens. Nur eine flüchtige Berührung, der Bruchteil einer Sekunde. Doch da hörte ich zum ersten Mal die Stimmen: „Komm zurück!“

Sie riefen mich den ganzen Tag und die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Am dritten Tag konnte ich nicht mehr widerstehen und folgte ihrem Ruf. Ich ging nicht in die Schule, ich ging zum Puppenbrunnen. Ich saß dort am Morgen und ich saß dort am Mittag und bis zum Abend. Viele Leute kamen vorbei. Niemand sprach mich an. Vielleicht konnten sie mich gar nicht sehen. Ich aber lauschte den Puppen. Immer redeten nur die drei Schönen. Ihre Stimmen sind klar und wenn sie sprechen, dann fühle ich mich ganz sicher und geborgen in der Wärme und Liebe, die in ihren Stimmen ist. Auch heute noch, obwohl ich weiß, dass es eine Lüge ist. Sirenengesang. Sie fangen Dich, sie singen für Dich, sie lullen Dich ein. Du hast Angst vor einer Mathearbeit? Lausche, lausche auf ihre Stimmen, auch wenn Du nicht beim Brunnen bist, sind sie bei Dir und sie geben Dir die Antworten, die Du brauchst. Jemand war böse zu Dir, hat Dich verletzt? Erzähle es den Puppen, sie singen für Dich, sie machen die Welt wieder schön ...